Vivaldi gehört den Jahreszeiten – nicht dem Krieg

Gedanken über eine Militäroperation, den Menschen vor dem Bildschirm und die Würde des Gewissens

Joachim Cavicchini

Musik und Schöpfung im Wechsel der Jahreszeiten

Als ich zum ersten Mal davon hörte, dass eine ukrainische Militäroperation den Namen „Vivaldi“ trägt, war meine erste Reaktion nicht politisch und auch nicht militärstrategisch. Sie war beinahe persönlich. Die Tatsache, dass ich davon kurz nach unserem Erntedankgottesdienst hier in Vals erfahren habe, den zwei wunderbare Musiker mit Stücken aus dem Herbst von Vivaldi gestaltet hatten, hat dazu geführt, dass dieser Schock so tief bei mir sitzt.

Vivaldi?

Antonio Vivaldi?

Der rote Priester aus Venedig? Mein Mitbruder im priesterlichen Dienst, wenn auch durch drei Jahrhunderte von mir getrennt? Der Mann, dessen Musik noch heute Menschen auf der ganzen Welt etwas von Schönheit, Ordnung, Bewegung, Natur und Lebensfreude erahnen lässt?

Ich gebe zu: Ich zuckte innerlich zusammen.

Nun kann man meine Reaktion übertrieben finden. Ein militärischer Operationsname ist zunächst einmal ein Codename. Niemand wird ernsthaft behaupten wollen, Antonio Vivaldi hätte irgendeine Meinung zum heutigen Krieg zwischen Russland und der Ukraine gehabt. Niemand kann ihn auf die eine oder andere Seite dieses Konfliktes stellen. Und soweit man bisher erkennen kann, sollte der Name wohl auch gar nicht den katholischen Priester Vivaldi vereinnahmen. Der Bezug ist wesentlich schlichter: Die ukrainische „Operation Vivaldi“ wurde vom 3. Armeekorps in mehrere „Seasons“, also Jahreszeiten oder Phasen, gegliedert. Die Anspielung auf Vivaldis berühmteste Komposition, Le quattro stagioni, die Vier Jahreszeiten, liegt auf der Hand.

Dennoch liegt der Verdacht nahe, dass diesen Namen für eine Militäroperation nur Menschen wählen konnten, die den Bezug zur Schönheit, zur Natur, zur Wahrheit und zum Leben, und vor allem zu den Menschen jenseits ihres Milieus und Horizonts verloren haben, Menschen die gefangen sind von weltlichen Logiken, Märkten und Ideologien und die keinen Zugang mehr finden, zu ihrem Gewissen.

So lässt mich die Sache nicht los.

Vielleicht gerade deshalb, weil ein Name eben niemals nur ein Name ist.

Namen schaffen Bilder. Namen tragen Erinnerungen. Namen verbinden Dinge miteinander, die vorher nichts miteinander zu tun hatten. Wer eine Militäroperation „Vivaldi“ nennt, verbindet, ob beabsichtigt oder nicht, einen Komponisten, einen Priester und eines der grossen Kunstwerke der europäischen Kultur mit einem Geschehen, bei dem Menschen kämpfen, verwundet werden und sterben.

Ich möchte niemandem unterstellen, dies aus Geringschätzung getan zu haben. Und ich möchte daraus auch keine moralische Anklage gegen die Soldaten oder Verantwortlichen dieser Operation machen.

Aber ich darf sagen, was es in mir auslöst.

Ich empfinde diese Verwendung des Namens Vivaldi als eine Vereinnahmung. Und wenn ich ganz persönlich spreche, sogar als einen Missbrauch seines Namens.

Nicht weil ich glaube, dass ein Priestername grundsätzlich nichts mit Krieg zu tun haben dürfe. Die Geschichte der Kirche wäre zu widersprüchlich, um eine solche Behauptung aufzustellen. Und auch Vivaldis Werk selbst besteht keineswegs nur aus friedlicher Naturidylle. Er schrieb geistliche Musik, Opern und dramatische Werke. Der „prete rosso“, der rote Priester, war ein Mensch seiner Zeit und keine romantische Friedensfigur unserer Gegenwart. Seine Vier Jahreszeiten gehören zu jener barocken Programmmusik, in der Naturereignisse, menschliche Empfindungen und dramatische Vorgänge in Klang übersetzt werden. Vivaldi lässt Gewitter, Sturm, Hitze, Kälte, Jagd und die Bewegungen des Lebens hörbar werden.

Vielleicht liegt gerade darin aber mein Unbehagen.

Denn in den Vier Jahreszeiten begegnet uns eine Welt, in der der Mensch sich noch als Teil eines grösseren Ganzen erlebt.

Er hört den Vogel.

Er spürt den Wind.

Er fürchtet das Gewitter.

Er leidet unter der Hitze.

Er friert im Winter.

Er freut sich über den Frühling.

Er lebt innerhalb einer Ordnung, die er nicht gemacht hat.

Und genau an dieser Stelle beginnt für mich die eigentliche Frage unserer Zeit.

Wenn der Krieg zum Bildschirm wird

An der Operation „Vivaldi“ ist militärisch besonders bemerkenswert, wie intensiv bemannte und unbemannte Systeme miteinander verbunden wurden. Nach Angaben des ukrainischen 3. Armeekorps kamen Drohnen, elektronische Kampfführung, unbemannte Bodenfahrzeuge und sogar zu ferngesteuerten Sprengfahrzeugen umgebaute alte Schützenpanzer zum Einsatz. Die ukrainische Seite beschreibt etwa zwei BTR-Fahrzeuge, die unbemannt mit Sprengstoff beladen gegen russische Befestigungen geschickt wurden. Auch Kommunikationsnetze, UAV-Aufklärung und elektronische Gegenmassnahmen spielten eine wichtige Rolle.

Man kann darin zunächst einen Fortschritt sehen.

Wenn eine Maschine durch ein Minenfeld fährt, muss kein Mensch hineingehen.

Wenn ein Roboter einen gefährlichen Transport übernimmt, muss dafür vielleicht kein Soldat sein Leben riskieren.

Wenn eine Drohne Aufklärung leisten kann, muss möglicherweise kein Spähtrupp in unmittelbare Todesgefahr geschickt werden.

Es wäre deshalb zu einfach, jede militärische Robotik pauschal als unmenschlich zu bezeichnen.

Technik kann Menschen schützen.

Und gerade wer das Leben ernst nimmt, darf diesen Gesichtspunkt nicht übersehen.

Aber dieselbe Technik besitzt noch eine andere Seite.

Sie schafft Distanz.

Zwischen demjenigen, der handelt, und demjenigen, der die Folgen dieser Handlung erleidet, tritt immer mehr Technik.

Zuerst lag vielleicht ein Schwert zwischen zwei Menschen.

Dann ein Gewehr.

Dann eine Kanone.

Dann ein Bomber.

Dann eine Rakete.

Heute können zwischen einem Menschen und dem Menschen, den er bekämpft, Hunderte oder Tausende Kilometer liegen.

Dazwischen befinden sich Satelliten, Funkverbindungen, Kameras, Sensoren, Bildschirme, Algorithmen und Steuergeräte.

Der eine Mensch sieht vielleicht nur noch ein Wärmebild.

Einen Punkt.

Ein Rechteck.

Eine Markierung.

Ein sich bewegendes Objekt.

Und der andere Mensch erlebt in genau diesem Moment Angst, Schmerz, Tod.

Technisch betrachtet mögen beide Wirklichkeiten zusammengehören.

Psychologisch liegen Welten zwischen ihnen.

Genau diese Distanz macht mir Sorgen.

Nicht weil ich glaube, dass ein Soldat an einem Bildschirm zwangsläufig gefühllos wäre. Das wäre eine ungerechte Unterstellung. Drohnenoperatoren können unter dem, was sie sehen und tun, schwer leiden. Technische Distanz bedeutet nicht automatisch seelische Distanz.

Aber sie kann eine Versuchung zur Distanz werden.

Das Töten kann aussehen wie ein Vorgang auf einer Benutzeroberfläche.

Die Generation des Bildschirms

Und hier berührt die Entwicklung der Kriegstechnik eine sehr viel grössere gesellschaftliche Entwicklung.

Wir erziehen heute Millionen Kinder von frühester Jugend an in einer Welt von Bildschirmen.

Das ist zunächst keine moralische Anklage.

Digitale Medien können grossartige Werkzeuge sein. Ein Smartphone kann Wissen zugänglich machen, Menschen verbinden, Orientierung ermöglichen, Musik erschliessen, Sprachen übersetzen, medizinische Hilfe vermitteln und eine Bibliothek ersetzen, die früher ein ganzes Haus gefüllt hätte.

Doch dieselben Geräte besitzen eine andere Seite.

Sie kämpfen um unsere Aufmerksamkeit.

Algorithmen lernen, worauf wir reagieren.

Sie wissen, welches Bild uns festhält.

Welches Video uns empört.

Welcher Reiz uns noch einen Augenblick länger am Bildschirm bleiben lässt.

Die Hand wischt.

Das nächste Bild erscheint.

Noch eines.

Noch eines.

Noch eines.

Und irgendwann besteht die Gefahr, dass der Mensch nicht mehr das Gerät bedient, sondern das Gerät beginnt, den Menschen zu bedienen.

Oder wenigstens seine Aufmerksamkeit.

Seine Erregung.

Seinen Rhythmus.

Seine Wahrnehmung.

Vielleicht sogar seine Wünsche.

Ich halte nichts von kulturpessimistischen Vereinfachungen. Nicht jeder Jugendliche mit einem Smartphone ist manipuliert. Nicht jeder Gamer verliert das Verhältnis zur Wirklichkeit. Computerspiele können Geschicklichkeit, Zusammenarbeit, strategisches Denken und Kreativität fördern.

Aber die Frage müssen wir trotzdem stellen:

Was geschieht mit einer Gesellschaft, wenn ein immer grösserer Teil menschlicher Erfahrung durch Benutzeroberflächen vermittelt wird?

Was geschieht mit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung?

Von Handlung und Verantwortung?

Von Gewalt und Schmerz?

Ein Mensch kann in einem Computerspiel tausendmal sterben.

Er steht wieder auf.

Er beginnt von vorne.

Der Bildschirm wird dunkel.

Dann beginnt die nächste Runde.

Der wirkliche Tod kennt keine neue Runde.

Der Mensch, der im Schützengraben stirbt, respawnt nicht.

Seine Mutter bekommt keinen Reset-Knopf.

Sein Kind erhält den Vater nicht zurück.

Seine Frau kann nicht auf „Neues Spiel“ drücken.

Seine Freunde laden keinen früheren Spielstand.

Diese Banalität müsste eigentlich jeder wissen.

Und doch könnte gerade die zukünftige Form des Krieges uns zwingen, sie wieder auszusprechen.

Die Hand kann innehalten Das Gewissen bleibt gefragt

Der gute Gamer als Soldat?

Moderne Streitkräfte brauchen Menschen, die hochkomplexe Systeme bedienen können.

Das ist nachvollziehbar.

Wer eine Drohne steuern soll, braucht technisches Geschick.

Wer Daten auswertet, braucht Konzentration.

Wer elektronische Systeme bedienen soll, muss schnell erfassen, schnell reagieren und oft mehrere Informationsströme gleichzeitig beherrschen.

Manches davon ähnelt Fähigkeiten, die auch digitale Spiele trainieren.

Das allein ist noch kein moralisches Problem.

Das Problem beginnt dort, wo wir glauben, der ideale Soldat der Zukunft sei einfach der perfekte Bediener.

Schnell.

Präzise.

Reaktionsstark.

Technisch gehorsam.

Ein Mensch, der jeden Knopf richtig drückt.

Denn vielleicht ist gerade das nicht der Mensch, den eine freie Gesellschaft am dringendsten braucht.

Vielleicht brauchen wir Menschen, die manchmal nicht drücken.

Menschen, die fragen.

Menschen, die zweifeln.

Menschen, die einen Befehl nicht nur technisch verstehen, sondern sittlich prüfen.

Menschen, die sagen können:

Bis hierher.

Und nicht weiter.

Die christliche Tradition kennt hierfür einen Begriff, der heute beinahe altmodisch klingt und gerade deshalb von ungeheurer Bedeutung ist:

Gewissen.

Das Gewissen ist keine spontane Stimmung.

Es ist auch nicht einfach das subjektive Gefühl: „Ich mag das nicht."

Gewissen bedeutet, sich unter den Anspruch des Guten und Wahren zu stellen und für das eigene Handeln Verantwortung zu übernehmen.

Gerade im Krieg verliert das Gewissen seine Gültigkeit nicht.

Der Christ soll kein Automat sein.

Auch nicht im Dienst des Staates.

Auch nicht im Krieg.

Der Mensch, der Nein sagen kann

Vielleicht ist gerade der Mensch, der zu einem bestimmten Zeitpunkt sagt: „Nein, das tue ich nicht", für die Zukunft unserer Zivilisation wichtiger als der Mensch, der jedes technische System perfekt bedienen kann.

Damit meine ich nicht, dass jeder Soldat desertieren müsse.

Ich meine auch nicht, dass Verteidigung grundsätzlich unmoralisch wäre.

Der eigentliche Gegensatz verläuft deshalb nicht zwischen „Soldat" und „Friedensmensch".

Er verläuft zwischen dem verantwortlichen Menschen und dem Menschen, der seine Verantwortung abgibt.

„Ich hatte meinen Befehl."

„Der Computer hat das Ziel markiert."

„Der Algorithmus hat es vorgeschlagen."

„Die Regierung hat entschieden."

„Das System hat es freigegeben."

„Ich habe nur den Knopf gedrückt."

Solche Sätze müssen uns misstrauisch machen.

Denn am Ende handelt immer ein Mensch.

Und wo irgendwann tatsächlich Maschinen selbständig über Leben und Tod entscheiden sollten, würde die Frage nur noch dringlicher: Wer trägt dann Verantwortung?

Der Programmierer?

Der Kommandeur?

Der Hersteller?

Der Staat?

Der Operator?

Der Algorithmus?

Oder am Ende niemand mehr?

Eine Welt, in der niemand mehr persönlich verantwortlich ist, wäre vielleicht technisch sehr effizient.

Aber menschlich wäre sie erschreckend.

Frieden beginnt möglicherweise früher, als wir denken

Wir sprechen über Frieden häufig auf der Ebene der Regierungen.

Präsidenten müssen verhandeln.

Diplomaten müssen Lösungen finden.

Staaten müssen Verträge schliessen.

Armeen müssen Waffenstillstände einhalten.

All das stimmt.

Aber vielleicht beginnt Frieden viel früher.

Vielleicht beginnt Frieden in dem Augenblick, in dem ein Mensch sich weigert, sich vollständig zum Werkzeug machen zu lassen.

Damit meine ich ausdrücklich nicht den Aufruf zu einem gewaltsamen Aufstand.

Geschichte lehrt uns, dass Revolutionen, die im Namen des Friedens beginnen, sehr schnell selbst Gewalt hervorbringen können.

Mich interessiert etwas Tieferes.

Der innere Aufstand des Gewissens.

Die Fähigkeit eines Menschen, nicht alles mitzumachen.

Die Fähigkeit, Propaganda zu erkennen – auch die Propaganda der eigenen Seite.

Die Fähigkeit, einen Feind nicht zum Unmenschen zu erklären.

Die Fähigkeit, einem politischen Führer nicht das eigene Denken zu übergeben.

Die Fähigkeit, zu sagen:

Mein Land kann irren.

Meine Regierung kann irren.

Meine Armee kann irren.

Meine Zeitung kann irren.

Meine Freunde können irren.

Auch ich kann irren.

Deshalb muss ich prüfen.

Vielleicht ist genau diese Haltung eine der wichtigsten Voraussetzungen des Friedens.

Der Schrecken kennt keine Nationalität

Zwei Soldaten im gleichen Regen

Wenn wir über den Krieg in der Ukraine sprechen, geraten wir sehr leicht in die Sprache von Kollektiven.

„Die Russen."

„Die Ukrainer."

„Der Westen."

„Moskau."

„Kiew."

„Die NATO."

„Europa."

Solche Begriffe sind politisch unvermeidlich.

Aber sie haben einen gefährlichen Nebeneffekt.

Sie können den einzelnen Menschen verschwinden lassen.

Stellen wir uns deshalb einmal zwei Menschen vor.

Einen ukrainischen Soldaten.

Einen russischen Soldaten.

Vielleicht sind beide Anfang zwanzig.

Vielleicht hat keiner von beiden diesen Krieg begonnen.

Vielleicht hat einer sich freiwillig gemeldet.

Vielleicht wurde einer eingezogen.

Vielleicht glaubt einer überzeugt an seine Sache.

Vielleicht zweifelt der andere seit Monaten.

Vielleicht zweifeln beide.

Vielleicht glauben beide.

Wir wissen es nicht.

Sie sitzen in unterschiedlichen Schützengräben.

Und über beiden fällt derselbe Regen.

Beide frieren.

Beide kennen Angst.

Beide haben Eltern.

Vielleicht Kinder.

Beide besitzen eine Geschichte, die mit keinem Staat identisch ist.

Das bedeutet nicht, dass politische Verantwortung oder die Frage nach Aggressor und Verteidiger bedeutungslos würden.

Menschliche Empathie ist keine geopolitische Analyse.

Aber auch geopolitische Analyse darf menschliche Empathie nicht auslöschen.

Wenn auf einen russischen Soldaten plötzlich ein ferngesteuerter Sprengpanzer zufährt, darf ich mich fragen, was dieser Mensch empfindet.

Wenn eine russische Drohne über einem ukrainischen Schützengraben kreist, darf ich dasselbe fragen.

Der Schrecken kennt keine Nationalität.

Wenn der Feind nur noch ein Pixel ist

Vielleicht liegt eine der grössten Gefahren der modernen Kriegführung genau darin:

Der Gegner wird immer präziser sichtbar und gleichzeitig immer weniger als Mensch wahrgenommen.

Technisch sehen wir mehr denn je.

Hochauflösende Kameras.

Wärmesignaturen.

Bewegungsmuster.

Satellitenbilder.

Drohnenaufnahmen.

Und möglicherweise sehen wir gerade dadurch manchmal weniger.

Denn ein Wärmebild zeigt die Körpertemperatur eines Menschen.

Aber nicht seine Mutter.

Eine Drohne erkennt seine Bewegung.

Aber nicht seine Angst.

Ein Algorithmus kann womöglich berechnen, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein Objekt militärisch relevant ist.

Aber kein Algorithmus kennt die Würde dieses Menschen.

Das ist keine Schwäche der Technik.

Es ist schlicht nicht ihre Aufgabe.

Technik kann messen.

Der Mensch muss urteilen.

Technik kann erkennen.

Der Mensch muss verantworten.

Technik kann handeln helfen.

Der Mensch muss wissen, warum.

Nicht die Maschine macht uns unmenschlich

Dabei wäre es zu einfach, der Maschine die Schuld zu geben.

Auch ohne Computer haben Menschen einander auf schreckliche Weise getötet.

Die Geschichte vor der Digitalisierung war alles andere als friedlich.

Das Problem sitzt tiefer.

Es sitzt im Menschen selbst.

Die Technik verändert nur die Möglichkeiten.

Vielleicht beschleunigt sie sie.

Vielleicht vergrössert sie ihre Reichweite.

Vielleicht schafft sie neue Formen der Distanz.

Aber sie erfindet weder Liebe noch Hass.

Die entscheidende Frage lautet deshalb nicht:

Wie verhindern wir Technik?

Sondern:

Was für Menschen bedienen diese Technik?

Menschen mit Urteilskraft?

Oder Menschen, die nur reagieren?

Menschen mit Gewissen?

Oder Menschen, die nur funktionieren?

Menschen, die Verantwortung tragen?

Oder Menschen, die Verantwortung an Systeme delegieren?

Der Mensch, der sich selbst zum Gott macht

Und damit komme ich zurück zu einer sehr alten religiösen Frage.

Vielleicht ist das eigentliche Problem moderner Technik nicht die Maschine.

Vielleicht ist es die Versuchung des Menschen, sich selbst für grenzenlos zu halten.

Wir können heute Dinge, von denen frühere Generationen nicht einmal träumen konnten.

Wir können einen Menschen auf tausende Kilometer Entfernung sehen.

Wir können ihn verfolgen.

Wir können seine Bewegungen berechnen.

Wir können innerhalb weniger Sekunden eine Waffe zu ihm schicken.

Wir können Landschaften aus dem Weltraum beobachten.

Wir können künstliche Systeme trainieren, Muster zu erkennen, die ein einzelner Mensch nie erkennen könnte.

Diese Fähigkeiten sind beeindruckend.

Aber mit jeder neuen Fähigkeit wächst die alte Versuchung:

Weil ich etwas kann, glaube ich, ich dürfe es.

Weil ich etwas beherrsche, glaube ich, es gehöre mir.

Weil ich etwas berechnen kann, glaube ich, ich verstünde es.

Weil ich Macht habe, glaube ich, ich sei der Herr.

Die biblische Tradition widerspricht genau dieser Vorstellung.

Der Mensch ist nicht Gott.

Er ist Geschöpf.

Und darin liegt keine Erniedrigung, sondern seine Würde.

Er muss die Welt nicht erschaffen.

Er darf sie empfangen.

Er muss das Leben nicht begründen.

Er darf es achten.

Er muss nicht Herr

Er muss nicht Frau

über Leben und Tod sein.

Er darf Schwester

Er darf Bruder sein.

Und streitet jetzt bitte nicht wieder darüber,

ob das Sein besser beim Bruder

oder bei der Schwester steht.

Wer kommt zuerst?

Wer wird zuerst genannt?

Das ist die grösste Problematik unserer Zeit.

Menschen, die krankhaft nach Anerkennung suchen und sich dazu dem anpassen, was unser lieber Papst Benedikt die Meinungsmacht genannt hat. Menschen, die sich durch ihre Karriere von sich selbst entfremden und die keine Werte ausser dem Mammon und Erfolg mehr zu haben scheinen, ebenso keinen Zugang mehr zu ihrem Gewissen.

Viele Deutschen Bischöfe geben diesbezüglich in meinen Augen derzeit ein Armutszeugnis ab. Nicht in dem Sinne des Franziskus, sondern im Gegenteiligen Sinne von der Anpassung an diese Meinungsmacht.

Als hätte uns die deutsche Geschichte nicht gelehrt, dass es an einem Punkt dann auf einmal zu spät sein kann, um gewisse Dynamiken zu stoppen und dass diese Dynamiken mit grossem Leid verbunden sind.

Der Bericht meines Grossvaters, den er über seine Erlebnisse im Krieg und in der russischen Kriegsgefangenschaft geschrieben hat, und die familiären Traumata sind meine Begleiter. Mein Grossvater berichtet dort von einem Versprechen, das er bei seiner Freilassung den Russen gegenüber abgeben musste.

Versprechen muss man halten.

So wurde das mir noch beigebracht.

Doch leider leben wir in einer Welt, in der scheinbar nur noch Verträge zählen.
«Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser!»

In diesem Slogan sehe ich einen von vielen Gründen für die grossen Schwierigkeiten unserer gegenwärtigen Kultur. Kontrollfreaks bekommen immer bessere Kontrollmöglichkeiten.

Ein aktuelles Beispiel ist die neue Verfassungstreueprüfung bei Bewerbungen für den freiwilligen Wehrdienst in Deutschland. Seit Juli 2026 werden Bewerber durch den Militärischen Abschirmdienst überprüft. Dabei können nicht nur öffentlich zugängliche Informationen aus dem Internet und aus sozialen Netzwerken ausgewertet werden. Der MAD darf auch Auskünfte beim Verfassungsschutz und beim Bundesnachrichtendienst einholen. Die gewonnenen Informationen sollen dabei in weiten Teilen automatisiert verarbeitet werden.

Das ist mehr als nur eine klassische Personalüberprüfung.

Man kann dafür gute Gründe nennen. Eine Armee muss sich vor Extremisten, Saboteuren und Menschen schützen, die die freiheitlich-demokratische Grundordnung beseitigen wollen. Die Frage ist deshalb nicht, ob ein Staat überhaupt kontrollieren darf. Die entscheidende Frage lautet vielmehr: Wo hört eine notwendige Sicherheitsüberprüfung auf und wo beginnt der gläserne Mensch?

Denn die technischen Möglichkeiten verändern sich rasant. Was früher ein Beamter mühsam aus verschiedenen Akten zusammentragen musste, können Computersysteme heute innerhalb von Sekunden miteinander verbinden. Öffentliche Äusserungen, Fotos, Mitgliedschaften, Kontakte, frühere politische Stellungnahmen und andere digitale Spuren können zu einem Gesamtbild zusammengeführt werden.

Der Schritt in Richtung algorithmischer Bewertung ist damit nicht mehr nur Zukunftsmusik. Automatisierte Systeme helfen bereits heute dabei, grosse Datenmengen zu sortieren, abzugleichen und auffällige Muster sichtbar zu machen.

Noch entscheidet am Ende ein Mensch über einen Menschen.

Aber wie frei ist dieses Urteil noch, wenn zuvor ein weitgehend automatisiert erzeugtes digitales Bild eines Bewerbers vorgelegt wird?

Ich selbst mache beim Schreiben solcher Texte mit Chatgpt die Erfahrung, dass ich der Maschine und den Textabschnitten, die ich bei ihr in Auftrag gegeben habe, oft mehr Vertrauen entgegen bringe, als den Äusserungen und Texten, die ich selbstständige geschrieben und durch diese graue Farbe für den Leser deutlich gemacht habe.

Ein Algorithmus kennt den Zusammenhang eines Lebens nur sehr begrenzt. Er weiss nicht ohne Weiteres, ob eine provokante Äusserung ironisch gemeint war, ob ein Mensch seine Meinung

verändert hat oder warum er mit bestimmten Personen in Kontakt stand. Er erkennt Muster. Aber ein Muster ist noch kein Mensch.

Besonders heikel wird es dort, wo nicht mehr nur öffentlich sichtbare Informationen betroffen sind, sondern Nachrichtendienste mit ihren eigenen Datenbeständen beteiligt sind. MAD, Verfassungsschutz und BND verfügen über Befugnisse und Informationsbestände, die weit über das hinausreichen, was einem gewöhnlichen Arbeitgeber zur Verfügung steht. Gerade deshalb braucht es hier besonders klare rechtliche Grenzen.

Was ich allerdings nicht belegen kann, ist die Behauptung, dass bei jedem Bundeswehrbewerber automatisch private WhatsApp-Nachrichten, E-Mails oder Telefonate, also Material aus der sogenannten Vorratsspeicherung durch einen Algorithmus ausgewertet würden. Das sollte man nicht behaupten und ich hoffe inständig, dass das nicht so ist. Doch eben: Das Vertrauen in die Institutionen eines Landes mit Nationalsozialistischer und mit einer Stasi- Vergangenheit hat es heute eben etwas schwer und das «Nie wieder!» war fester Bestandteil meiner Bildung, die ich in Deutschland geniessen durfte. M.E. wird dieser Slogan heute etwas zu oberflächlich gebraucht und führt uns im schlimmsten Fall eben gerade dorthin, wohin wir nicht wollen.

Deswegen sollte man die Entwicklung nicht verharmlosen: Staatliche Datenbestände, nachrichtendienstliche Erkenntnisse, soziale Netzwerke und automatisierte Verarbeitung rücken immer näher zusammen.

Und damit stellt sich eine grundsätzliche Frage.

Wie viel Kontrolle verträgt eine freie Gesellschaft?

Die Vorstellung vom gläsernen Menschen ist keine Science-Fiction mehr. Technisch ist immer mehr möglich. Menschen können anhand ihrer digitalen Spuren kategorisiert, Wahrscheinlichkeiten können berechnet und Risikoprofile erstellt werden. Was heute vielleicht noch der Sicherheit einer militärischen Organisation dienen soll, könnte morgen in ganz anderen Bereichen selbstverständlich werden.

Wer erhält eine Stelle?
Wer bekommt Zugang zu bestimmten Berufen?
Wer gilt als vertrauenswürdig?
Wer wird genauer überprüft?
Wer wird als Risiko eingestuft?

Die Schikanen und die Ausgrenzung die AFD-Mitglieder und auch in anderen Bereichen «Andersdenkende» heute manchmal erfahren müssen, sind mit unserem geschichtlichen Hintergrund doch wenigstens genauso bedenklich, wie das Parteiprogramm der AFD.

Die eigentliche Gefahr besteht vielleicht weniger in einer grossen zentralen Überwachungsbehörde als in einer schleichenden Gewöhnung. Jede einzelne Massnahme lässt sich für sich genommen begründen. Hier etwas mehr Sicherheit, dort etwas mehr Kontrolle, da noch ein Datenabgleich. Und irgendwann stellen wir fest, dass aus vielen scheinbar vernünftigen Einzelmassnahmen ein System entstanden ist, in dem der Mensch permanent erfasst, bewertet und kategorisiert wird.

Auch manche Entwicklungen in der Pädagogik und im Gesundheitswesen halte ich diesbezüglich bedenklich. Oftmals überwachen Menschen ihren Gesundheitszustand mit neuen Uhren rund um die Uhr und vergessen dabei, dass es die Möglichkeit einer unabhängigen Beobachtung nicht gibt.

Eine freiheitliche Gesellschaft zeichnet sich aber nicht dadurch aus, dass sie alles kontrolliert, was technisch kontrollierbar wäre.

Im Gegenteil, vielleicht ist es gerade die Kontrolle die das herbeiführt, was sie doch eigentlich verhindern will.

Freiheit bedeutet auch, dass ein Mensch Räume besitzt, in denen er nicht ständig beobachtet und bewertet wird. Sie bedeutet, dass ein Mensch sich verändern darf. Dass eine dumme Äusserung aus der Jugend nicht für immer Teil eines digitalen Persönlichkeitsprofils bleibt. Und dass ein Mensch mehr ist als die Summe der Daten, die über ihn gespeichert sind.

Vielleicht besteht deshalb eine der wichtigsten politischen Aufgaben unserer Zeit darin, dem technisch Machbaren klare Grenzen zu setzen.

Nicht weil Sicherheit unwichtig wäre.

Sondern weil eine Gesellschaft, die aus Angst jedes Risiko ausschliessen möchte, am Ende Gefahr läuft, genau jene Freiheit einzuschränken, die sie eigentlich schützen wollte.

«Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.»

Vielleicht sollten wir diesen Satz deshalb einmal umdrehen.

Denn eine Gesellschaft, die überhaupt kein Vertrauen mehr kennt, wird am Ende sehr viel Kontrolle brauchen.

Darin sehe ich nicht nur eine abstrakte theoretische Befürchtung, sondern schildere damit viel mehr mein konkretes Erleben.

Noch bevor wir damals als Priesteramtskandidaten unsere möglichen geistlichen Begleiter für die Formung unserer Persönlichkeit bekommen haben, mussten wir damals in der Diözese Rottenburg-Stuttgart zu einer Kriminalpsychologin.

Dr. Ursula Gasch war um das Jahr 2001 als Psychologin und Kriminologin in Tübingen tätig. Ihr fachlicher Schwerpunkt lag im Bereich der Forensischen und Kriminalpsychologie, insbesondere bei Fragen zu Gewalt, Täterverhalten, Gefährdungseinschätzung und der psychologischen Analyse von Straftaten. Sie verfügte zudem über praktische Erfahrung in der Beratung der Polizei bei schweren Einsatzlagen wie Geiselnahmen, Entführungen und Erpressungen. Wissenschaftlich beschäftigte sie sich unter anderem mit Emotionen, Traumatisierung und der Verarbeitung belastender Erfahrungen. Durch ihre Verbindung von psychologischer Forschung, Kriminologie und polizeilicher Praxis galt sie als ausgewiesene Fachfrau für die Beurteilung menschlichen Verhaltens in Konflikt- und Extremsituationen.

Was macht es mit einem Menschen, wenn er schon allein aufgrund seines Berufswunsches unter Generalverdacht gestellt wird?

Was hilft jungen Menschen dabei sich zu entwickeln und zu entfalten und welche Mechanismen dienen vielmehr der Anpassung an den Status Quo, an das herrschende System, an die herrschende Meinungsmacht, an die Vorstellungen und Ideologien der Ausbildner und der Alten?

Doch möchte ich jetzt nicht andere dafür verantwortlich machen, dass ich im Nachhinein gesehen, damals viel Potential nicht entwickelt habe. Das muss ich schon für mich selbst so einmal vor meinem Herrgott und Schöpfer verantworten. Ich bin durchaus auch froh und dankbar für meinen bisherigen Werdegang, trotz aller Schwierigkeiten und Schikanen, die ich erleben musste.

Erst in der Schweiz, als ich mich selbst um meinen Stimmbildungsunterricht – nicht wie am Wilhelmsstift mit einem stinkenden Hund im Raum – gekümmert habe, habe ich meine Stimme langsam zu entdecken begonnen und bin noch immer dabei.

«Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.»

In diesem Slogan sehe ich einen von vielen Gründen für die grossen Schwierigkeiten unserer gegenwärtigen Kultur. Kontrollfreaks bekommen immer bessere Kontrollmöglichkeiten.

Das Misstrauen wird heute leider auch noch in die privatesten und intimsten Räume zwischenmenschlicher Begegnung hineingetragen.

Gottseidank gibt es noch immer glückliche Paare, deren Beziehung mehr ist als das Schaffen einer Win-Win Situation. Es gibt noch Menschen die die Liebe und die Hingabe kennen, das macht Hoffnung.

Bei zu vielen heute klappt das mit der Lebens- und Liebesgemeinschaft aber leider nicht und sie brauchen stattdessen immer mehr Reisen und Konsum, oder Hunde und Katzen.

Bei über 970 Katholiken im Dorf ist es schon beängstigend, dass ich diesen Sommer keine einzige Hochzeit hier in Vals habe feiern dürfen.

Klar gab und gibt es immer Menschen, die lieber alleine bleiben wollen. Das sollen wir so akzeptieren und auch wertschätzten.

Jeder Mensch ist ein einzigartiges Wesen, ist einmalig, kreativ.

Jeder Mensch ist im Grunde aber immer auch Anpassungsfähig und Dialogbereit.

Jeder Mensch ist auf ein Du hin ausgerichtet, davon bin ich überzeugt, auf Begegnung mit dem Anderen.

Dazu braucht es die Bereitschaft zu lernen, sich zu entwickeln und auf eine Transzendenz hin zu entfalten.

Den Anderen kennen zu lernen,

Schritte aufeinander zuzugehen,

zu fallen, sich zu entfremden,

wieder einander näher zu kommen,

darin sehe ich die wunderbare Bewegung des Lebens.

Ein kurzer Gedanke,

ein kleiner Anruf,

ein Stossgebet,

eine kurze Aufmerksamkeit.

Diese Aufmerksamkeit,

die Fähigkeit dem Anderen,

wirklich möglichst frei und offen zuzuhören

und dann auch einfach mal frei und mutig drauf los zu fragen:

He? Was meinst Du eigentlich wirklich?

Was meine und sage eigentlich ich?

Die Einladung an meine lieben Mitmenschen, die ist ganz einfach, die ist nicht neu, dass wir versuchen sollen, einander zu lieben, auch, und vor allem auch die Feinde.

Vielleicht ist genau diese Erkenntnis das Gegenmittel zu jener Technokratie, die glaubt, alles lasse sich planen, optimieren, steuern, kontrollieren und eindeutig verstehen.

An die Stelle des Ringens um Verständnis, tritt heute zu oft das Vorurteil und die moralische Verurteilung des Anderen.

Anstelle des Suchens und Ringens um eine neue Harmonie und Wirtschaftsordnung, tritt heute leider die Rüstungsindustrie und der Krieg.

Vivaldis Jahreszeiten

Und damit bin ich wieder bei Antonio Vivaldi.

Die Vier Jahreszeiten sind für mich weit mehr als brillante Musik.

Sie erzählen etwas über den Menschen.

Der Frühling beginnt.

Nicht weil wir ihn befehlen.

Der Sommer kommt.

Nicht weil ein Ministerium ihn beschlossen hat.

Der Herbst bringt seine Früchte.

Nicht weil ein Algorithmus sie programmiert hätte.

Und der Winter zwingt die Natur zur Ruhe.

Wir können gegen diese Ordnung vieles unternehmen.

Wir können in beheizten Häusern leben.

Wir können Gewächshäuser bauen.

Wir können Schnee künstlich erzeugen.

Wir können nachts die Dunkelheit vertreiben.

Und trotzdem haben wir die Jahreszeiten nicht erschaffen.

Sie erinnern uns an etwas, das unserer Zeit schwerfällt:

Wir sind nicht der Ursprung von allem.

Wir leben in einer Wirklichkeit, die uns vorausgeht.

Vivaldis Musik macht genau diese Wirklichkeit hörbar.

Vögel.

Bäche.

Stürme.

Hitze.

Regen.

Ernte.

Kälte.

Schritte auf gefrorenem Boden.

Der Mensch bewegt sich darin.

Aber er steht nicht über allem.

Vielleicht ist genau das der Grund, weshalb mich der Name einer militärischen Operation „Vivaldi“ so befremdet.

Denn Krieg ist in seinem tiefsten Wesen der Versuch des Menschen, die Welt mit Gewalt nach seinem Willen zu ordnen.

Der andere soll weichen.

Der andere soll gehorchen.

Der andere soll verschwinden.

Im Extremfall soll er sterben.

Und dann steht darüber der Name eines Mannes, dessen berühmtestes Werk uns gerade an eine Ordnung erinnert, die kein Mensch gemacht hat.

Mein Mitbruder Antonio

Natürlich weiss ich, dass Antonio Vivaldi mich nicht kannte.

Zwischen seinem Tod und meiner Geburt liegen Jahrhunderte.

Und doch empfinde ich als Priester eine merkwürdige Nähe zu ihm.

Er wurde 1703 zum Priester geweiht und wurde wegen seines roten Haares als prete rosso, der rote Priester, bekannt. Seine gesundheitlichen Beschwerden führten dazu, dass er offenbar bald nicht mehr regelmässig die Messe feiern konnte; sein Leben wurde schliesslich vor allem von seiner musikalischen Tätigkeit geprägt.

Ich möchte ihn deshalb nicht nachträglich zu einem pazifistischen Heiligen machen.

Das wäre genauso eine Vereinnahmung.

Ich weiss nicht, was Vivaldi über diesen Krieg gedacht hätte.

Niemand weiss es.

Vielleicht hätte er manches ganz anders gesehen als ich.

Darum geht es mir nicht.

Es geht mir darum, einem Toten das Recht zu lassen, nicht für unsere politischen und militärischen Zwecke benutzt zu werden.

Antonio Vivaldi kann sich gegen diese Namensgebung nicht wehren.

Er kann kein Interview geben.

Er kann keinen Brief schreiben.

Er kann nicht sagen:

Bitte lasst meinen Namen aus diesem Krieg heraus.

Vielleicht dürfen deshalb wenigstens wir Lebenden fragen, ob wir mit den Namen der Toten vorsichtiger umgehen sollten.

Vielleicht braucht der Frieden unbrauchbare Menschen

Ich merke, dass mich dieser Gedanke immer mehr beschäftigt:

Vielleicht braucht der Frieden Menschen, die für manche Systeme ein wenig „unbrauchbar“ sind.

Menschen, die nicht perfekt funktionieren.

Menschen, die unbequem fragen.

Menschen, die einen Befehl prüfen.

Menschen, die ein Smartphone auch einmal ausschalten.

Menschen, die einen Algorithmus nicht für allwissend halten.

Menschen, die nicht jede gesellschaftliche Erregung mitmachen.

Menschen, die einen Feind noch als Menschen sehen.

Menschen, die lieber als naiv gelten, als ihr Gewissen abzugeben.

Vielleicht sind solche Menschen für Imperien schwierig.

Für Ideologien ebenfalls.

Für manche militärische Apparate womöglich auch.

Für eine freie Gesellschaft aber sind sie unverzichtbar.

Denn Freiheit bedeutet nicht nur, auswählen zu können.

Freiheit bedeutet, Nein sagen zu können.

Der Friede als Widerstand gegen Entmenschlichung

Vielleicht beginnt Frieden deshalb nicht erst bei einem Friedensvertrag.

Vielleicht beginnt er dort, wo ein Mensch sich weigert, den anderen Menschen nur noch als Funktion zu sehen.

Nicht als „Ziel".

Nicht als „Einheit".

Nicht als „Feindmaterial".

Nicht als „Verlustzahl".

Nicht als Punkt auf einer digitalen Karte.

Sondern als Mensch.

Frieden beruht auf Gerechtigkeit, Achtung der Würde der Person und einer wirklichen Ordnung des Zusammenlebens.

Das ist viel anspruchsvoller.

Es bedeutet auch, dass man Frieden nicht einfach technisch herstellen kann.

Kein Algorithmus wird ihn berechnen.

Keine Drohne wird ihn erzwingen.

Kein Panzer wird ihn produzieren.

Vielleicht können Waffen manchmal einen Angreifer stoppen.

Vielleicht können sie Menschen schützen.

Vielleicht kann Verteidigung notwendig werden.

Aber Frieden selbst entsteht aus etwas anderem.

Aus Gerechtigkeit.

Aus Wahrheit.

Aus Versöhnung.

Aus dem Verzicht auf Rache.

Aus der Fähigkeit, den anderen Menschen nicht völlig auf das zu reduzieren, was er mir angetan hat.

Und aus der Fähigkeit, sich selbst nicht zum Gott zu machen.

Vivaldi zurückgeben

Darum würde ich den Namen Vivaldi gerne zurückholen.

Nicht politisch.

Nicht national.

Nicht für den Westen.

Nicht für Russland.

Nicht für die Ukraine.

Ich würde ihn gerne den Jahreszeiten zurückgeben.

Dem Frühling.

Dem Vogelruf.

Dem Sommergewitter.

Der Ernte.

Dem kalten Winter.

Dem geheimnisvollen Übergang vom Sterben zum Neubeginn.

Denn vielleicht steckt in diesem zyklischen Werden und Vergehen mehr Weisheit als in manchem militärstrategischen Operationsplan.

Die Natur kennt den Tod.

Aber sie kennt keine Vernichtungsphantasie.

Das Blatt fällt im Herbst.

Doch der Baum hasst es nicht.

Der Winter lässt vieles sterben.

Aber er bereitet zugleich neues Leben vor.

Der Mensch dagegen kann töten, weil er hasst.

Weil er besitzen will.

Weil er sich fürchtet.

Weil er beherrschen will.

Weil er glaubt, im Recht zu sein.

Oder manchmal einfach deshalb, weil ihm jemand gesagt hat, er solle einen Knopf drücken.

Und genau darum brauchen wir Kunst.

Vielleicht brauchen wir Vivaldi heute mehr denn je.

Nicht als Namen einer Militäroperation.

Sondern als Erinnerung daran, dass die Welt grösser ist als unsere Kriege.

Dass vor uns Frühlinge waren.

Dass nach uns Frühlinge kommen werden.

Dass Menschen Grenzen zeichnen und verschieben, während die Vögel weiterziehen.

Dass Staaten entstehen und verschwinden, während der Schnee auf die Berge fällt.

Dass Imperien glauben, sie seien ewig, während ein Bach einfach weiterfliesst.

Vielleicht ist das eine der grossen Demütigungen des Menschen:

Die Schöpfung braucht unsere Machtphantasien nicht.

Ein letzter Gedanke

Vielleicht täte es uns deshalb gut, die Vier Jahreszeiten einmal wieder ganz zu hören.

Nicht als Hintergrundmusik.

Nicht nebenbei.

Sondern wirklich zu hören.

Und sich vorzustellen, wie Antonio Vivaldi vor dreihundert Jahren versucht hat, die Bewegung dieser Welt in Musik zu verwandeln.

Den Frühling.

Den Sommer.

Den Herbst.

Den Winter.

Vielleicht würden wir dabei wieder etwas spüren, das keine Maschine erzeugen kann:

Staunen.

Und wer staunen kann, weiss wenigstens für einen Augenblick, dass er nicht Gott ist.

Vielleicht beginnt dort auch der Friede.

Nicht in der Illusion, dass es keine Konflikte mehr gäbe.

Nicht in einer naiven Welt ohne Schuld und Gewalt.

Sondern in einem Menschen, der weiss:

Ich bin nicht Herr über das Leben.

Der Mensch vor mir ist kein Pixel.

Kein Algorithmus nimmt mir mein Gewissen ab.

Kein Staat besitzt meine Seele.

Kein Befehl befreit mich von meiner Verantwortung.

Und kein Krieg sollte uns das Recht geben, alles Schöne dieser Welt für seine Sprache zu beanspruchen.

Darum sei mir Antonio Vivaldi ein wenig heilig – nicht im kirchenrechtlichen Sinn, sondern als Mitbruder aus einer anderen Zeit, dessen Musik etwas von jener Ordnung ahnen lässt, die grösser ist als wir.

Ich möchte ihn nicht zum politischen Zeugen machen.

Gerade das wäre wieder Vereinnahmung.

Ich möchte eigentlich nur sagen:

Lasst Vivaldi bei den Jahreszeiten.

Lasst ihn beim Frühling und beim Sturm.

Beim Reifen und beim Fallen.

Beim Winter und beim neuen Erwachen.

Denn vielleicht brauchen wir diese Musik gerade deshalb, weil unsere Welt wieder gelernt hat, mit immer perfekteren Maschinen Krieg zu führen.

Und vielleicht müssen wir umso entschiedener lernen, Menschen zu bleiben.

Vor dieser grossen Herausforderung stehen wir alle und das Ringen um diese Menschlichkeit ist nicht etwas akademisches oder etwas wofür nur die Menschen mit grosser Macht und Einfluss Verantwortung tragen.

Menschlichkeit beginnt im kleine, im Alltäglichen Miteinander von uns Menschen.

In diesem Sinne danke ich den beiden Musikern von Herzen,

die ich bei mir übers Wochenende zu Gast haben durfte,

die einfach nur wunderbar und fingerfertig miteinander gespielt haben.

Es ist einfach etwas Wunderbares, wenn die Töne der Natur, der Versöhnung, der Liebe und des Friedens klingen und nicht die der Technokraten und des Kapitals.

So wünsche ich mir für unsere Zeit wieder mehr Menschen, die ihre Verbindung zu Gott, der Liebe, der Schönheit, der Wahrheit pflegen und die sich überlegen, was sie eigentlich tun, sagen und schreiben. Ich wünsche mir Menschen die sich fragen, ob sie mit ihrer Lebensweise, die auf Exzess, Gier und Pomp gegründet ist, wirklich und tatsächlich glücklich sind.

Um nicht falsch verstanden zu werden, ich stelle mir diese Frage durchaus auch selbst.

Ich wünsche mir Mitmenschen, die sich nicht von Technik, Ideologie, Angst und menschlicher Selbstherrlichkeit vereinnahmen und manipulieren lassen, sondern die Unmittelbarkeit erleben, von der ich in einem anderen Artikel über Franziskus geschrieben habe. Ich selbst bemühe mich darum, ein solcher Mensch zu werden.

Es gibt Begegnungen, die bleiben nicht ohne Folgen. Das können wir bei Franziskus sehen. Hoffen wir, dass die Menschen, die in ihrem Denken, ihrer Ideologie gefangen sind, solche Begegnungen geschenkt bekommen. Begegnungen jenseits ihrer Statistiken und Zahlen, jenseits von Schuldzuweisungen, Rache und Krieg. Jenseits von Wirtschaftswachstum und Konjunktur.

Ich wünsche mir Menschen, die echte Begegnung haben. Begegnung mit dem Leid, das ihre Entscheidungen anrichten, Begegnung mit ihrem Gewissen, Begegnung mit der Wahrheit. Diese Begegnung ist nicht leicht, für keinen Menschen. Doch aus ihr folgt eben die Grösse dazu, zu bereuen und sich zu bessern.

So bereue ich es ein wenig, dass ich heute aufgrund dieser Zeilen mein Pflichten als Dorfpfarrer etwas vernachlässigt habe. Ein Mitbruder wartet auf einen Rückruf und eine Frau auf meinen Besuch.

Ausserdem ist es meine Aufgabe mich einer Anklage zu stellen bzw. auf eine Frage Antwort zu geben.

«Warum haben sie heute Morgen gelogen?»

Diese Frage, die m.E. ja schon auch einen Vorwurf beinhaltet, wurde mir von einem Kind tatsächlich am 4. Oktober 2026 so gestellt.

Ein Armutszeugnis für einen Priester und Religionslehrer.

Ich habe zwar schon gleich zu erklären versucht, dass nicht jede Meinungsänderung gleich eine Lüge sein muss, doch ist es mir schon wichtig, für meine lieben Mitmenschen ein verlässlicher Mensch und Partner zu sein.

Ich denke, dass hier der Ansatzpunkt ist, um unsere Gesellschaft und Kultur in eine gute Zukunft zu führen. Dabei handelt es sich um ein Gemeinschaftsprojekt, das nur dann funktionieren kann, wenn möglichst alle mitmachen.

Wenn unser Wir nur noch auf die Menschen beschränkt bleibt, die unseren kleinen beschränkten Horizont mit uns teilen, dann sind wir eben tatsächlich nicht mehr dazu fähig, ein verlässlicher Partner zu sein.

Dann gibt es keine Vereinigten Staaten von Amerika mehr, sondern nur noch zankende Demokraten und Republikaner, dann gibt es kein Wort mehr, das gilt, kein Vertrauen, wie es für die friedliche Revolution von 1989 in der DDR damals so entscheidend gewesen ist.

Was grosse Menschen wie Papst Johannes Paul der zweite, Helmut Kohl und Michael Gorbatschow damals möglich gemacht haben, das hat leider in den letzten Jahren keinen guten Verlauf mehr genommen. Warum auch immer.

So lade ich ein zum Gebet um Weisheit, Wahrheit und Erkenntnis in verworrenen Zeiten.

Den Besuch bei der Frau habe ich inzwischen gemacht.

Hoffnungsvolle Worte durfte ich ihr zusprechen, ein Kreuz in die Hand geben und dabei sein, wie sie alles losliess und hinüber ging.

Loslassen und hinüber gehen. Es ist eigentlich gar nicht so schwer.

So gehen wir hoffentlich bald schon wieder hinüber in neue Zeiten, wo nicht die Technik und Technokraten, sondern vernünftige und verwurzelte Menschen über Leben und Tod, über unsere Zukunft über bestimmen.